

Jahrgang  
1958



# RUNDSCHAU



Foto: Thieme

BEIM WASSERHOLEN IN KURDISTAN

4



### HERBSTBEGINN

In der Morgenröte heben  
sich die nächt'gen Nebel auf,  
Weichen neuem Sonnenlauf.  
Mit dem Licht begann das Leben.

Und nun geht ein feines Klingen  
durch die Heide, Vogelsang!  
Froh erwachter Lebensdrang  
tönt in Jubel, Klag' und Singen.

Tau glänzt auf der Ackerkrume,  
an den Gräsern. — Überall  
schmücken Tropfen, wie Kristall,  
klare Perlen Strauch und Blume.

Und das Licht, sich darin teilend,  
läßt das Heidekraut erglüh'n.  
Mit dem Nebeltuche zieh'n  
letzte Schatten, sacht erteilend.

Schaffen für des Tag's Beginnen  
Raum dem ersten Sonnenlicht;  
Und ich spür' im Schauen nicht,  
wie die Stunden schnell verrinnen! —

#### Aus dem Inhalt:

	Seite
In stiller Ruh' lag Babylon	1
Italienische Gastfreundschaft	2
Das kann passieren . . . .	4
Die seismischen Sprengstoffe und ihre Verwendung	6
Telephotographie mit Kamera und Feldstecher	7
Ein Mensch, den man nicht vergißt	8
Die Schildbürger leben noch . . . .	10
Aus dem Schwabenland	11
Betriebsausflug	12

## IN STILLER RUH' LAG BABYLON

Vor 30 Jahren, im Juni 1928, besuchte ich auf der Rückreise aus Südpersien von Bagdad aus die Ruinen von Babylon. Es war ein glühend heißer Tag, der in der schattenlosen Sandwüste von Mesopotamien noch unerträglicher war als in den Dattelhainen am unteren Tigris bei Basra. Trotzdem wollte ich Babylon, dessen gewaltiger Turmbau Heinrich Heine zu seinem Gedicht „Belsazar“ angeregt hatte, vor meinem Weiterflug nach Cairo noch sehen, und ich war froh, daß ich ungeachtet der strapaziösen Fahrt meinen Plan durchgeführt habe.

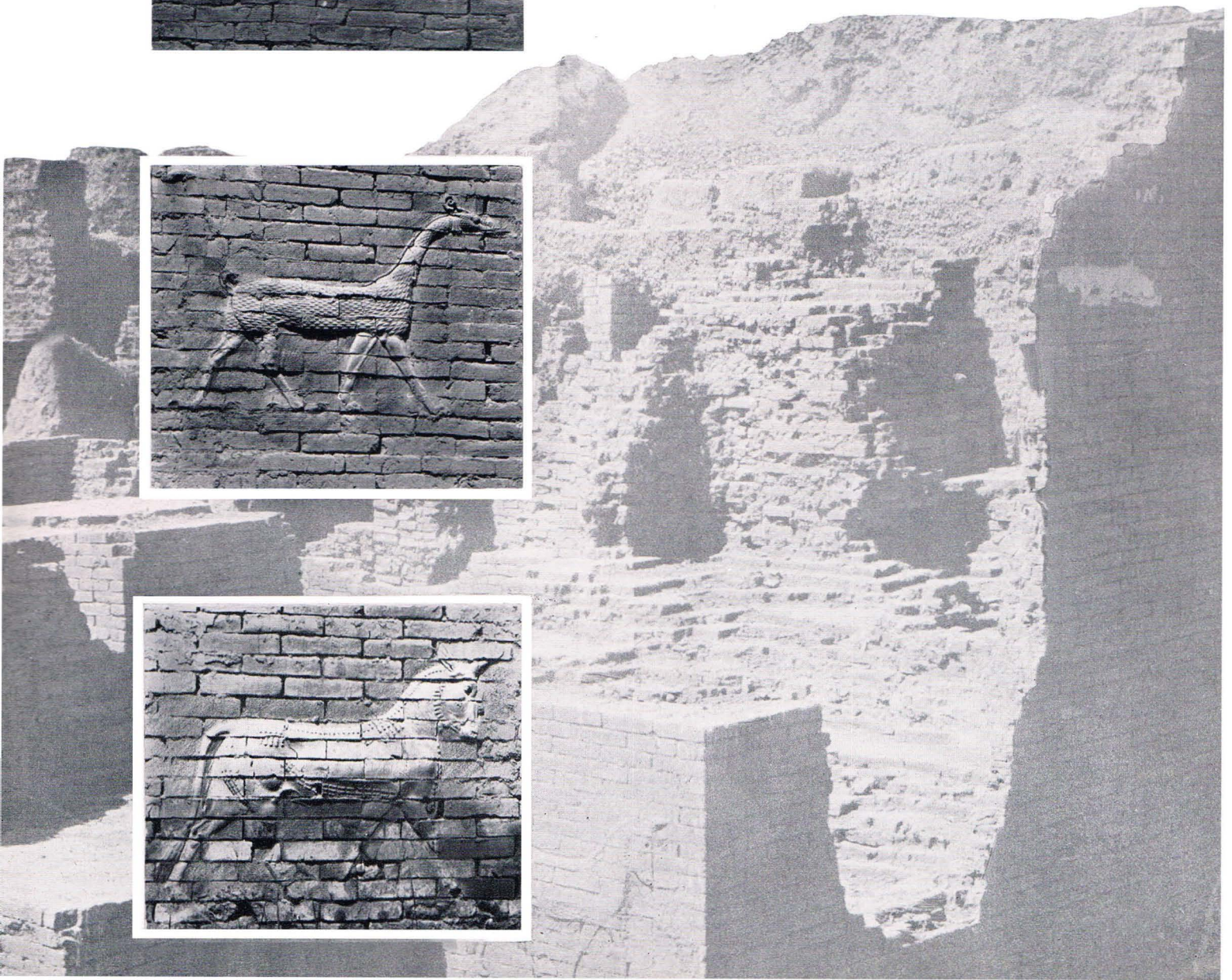
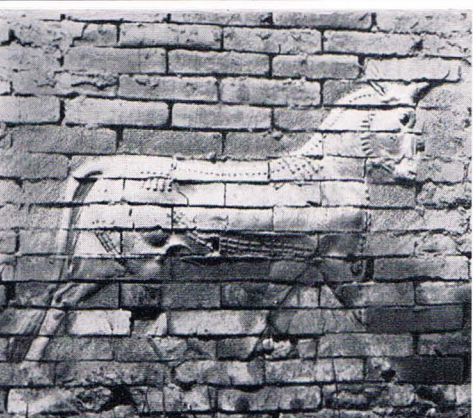
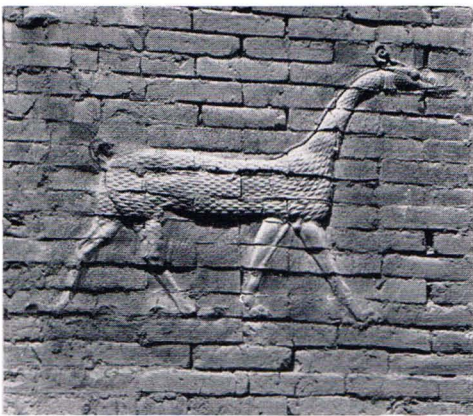
Die Ruinen liegen etwa 80 km südlich von Bagdad am Euphrat. Mehrere Jahrtausende waren vergangen, ehe der deut-

sche Archäologe Robert Koldewey im Jahre 1899 nach Fort-räumung einer Schuttdecke von etwa 12 m Mächtigkeit auf eine 7 m dicke Lehm-mauer stieß. Diese Entdeckung veran-lasste ihn und seine Mitarbeiter, in unermüdlicher Arbeit wei-terzugraben. Dabei legte er 12 m von der Lehm-mauer ent-fert eine ca. 8 m starke Mauer aus gebrannten Ziegeln frei, die ihrerseits wiederum durch einen Graben von einer 3,30 m starken Stein-mauer getrennt war. Während die Vorgänger von Nebukadnezar noch mit sonnengebrannten Lehmziegeln gebaut hatten, verwandte dieser, wie auf den beigefügten Aufnahmen zu erkennen ist, für die von ihm errichteten Ko-LOSSALbauten wirkliche Backsteine.

Besonders eindrucksvoll sind die noch sehr gut erhaltenen, teilweise sogar bunt emaillierten Tierreliefs, die die Wände



Tierreliefs an den Palastmauern von Babylon

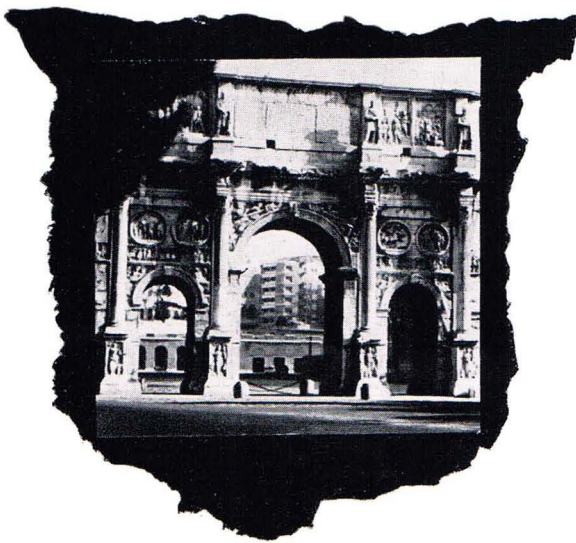


der „Hochhäuser“ zieren. In den Kellerräumen fallen dem Besucher der Ruinen die für damalige Zeiten schon mit einem erstaunlichen Komfort ausgestatteten Baderäume auf. Ringsum waren sie mit Steinfließen ummauert. Durch Schöpfbrunnen wurde das Wasser mit einem kontinuierlich arbeitenden Schöpfwerk in die die Baderäume durchziehenden Steinrinnen gepumpt. Die Palaststadt Babylon war von ungeheurer Ausdehnung. Die wuchtigen Mauern der von Nebukadnezar II. (604 — 562 v. Chr. Geb.) errichteten Gebäude haben, soweit sie nicht durch kriegerische Ereignisse zerstört worden waren, dem gewaltigen Druck der im Laufe von mehr als 2500 Jahren angehäuften Erdmassen standgehalten. Die mächtigen Ruinen zeugen noch heute von der himmelanstrebenden Bauweise der alten Assyrer.

Von ihren Vorgängern, den Sumerern und Babyloniern, die in wechselvollen Kämpfen Mesopotamien mehrfach eroberten und wieder verloren, war Babylon ebenso oft aufgebaut wie zerstört worden. Die Grundmauern sind daher zum Teil schon 4000 Jahre alt.

Bis zum Beginn der Ausgrabungen von Koldewey, also bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, hielt man die Schilderungen von Herodot für maßlose Übertreibungen eines alten Geschichtsschreibers. Er überlieferte uns in seinen Schriften die Nachricht, daß die Mauern im alten Babylon so breit gewesen wären, daß auf ihrem Rücken Platz genug für zwei sich begegnende Viergespanne gewesen sei. Herodot hat sich vielleicht etwas verschätzt, aber Babylon kann wohl mit Recht als die wichtigste bisher ausgegrabene befestigte Stadt bezeichnet werden.

O. Geußenhainer



Konstantinsbogen in Rom

Carunchio

## ITALIENISCHE GASTFREUNDSCHAFT

Zu Beginn des Jahres 1957 führte mich ein Gravimeterauftrag der PRAKLA in ein Land, welches so oft besungen und genannt ist, daß man eigentlich gar nichts mehr darüber zu schreiben braucht. Aber diese Beschreibungen beschränken sich immer auf die Hauptsehenswürdigkeiten in Florenz, in Rom und in Neapel. Sie sind auf den ausgezeichneten Straßen leicht zu erreichen.

Unser Trupp verbrachte dagegen den Winter in Campobasso, einem Kreisstädtchen in Mittelitalien. Drei Tage lang waren wir durch gewaltige Schneemassen (im März!) von der Au-





Apollotempel in Selinunte (Gesamtansicht)

ßenwelt abgeschnitten und konnten nicht zur Arbeit ins Gelände. Bis tief in den April hinein konnten wir uns auf Schneeschuhen bewegen. Wer hätte das gedacht! 2 ½ Autostunden von Campobasso entfernt war die Orangenernte bereits im Gange. Aber schließlich kam auch in unser Bergstädtchen der Frühling.

Wir hatten dann das Glück, einen Monat lang 40 km von Rom entfernt arbeiten zu können. Wir versäumten nicht, an den arbeitsfreien Sonntagen uns die Sehenswürdigkeiten dieser Stadt eingehend anzusehen. Wenn man aber alle Kunstschätze, Bauten und sonstige Sehenswürdigkeiten Roms kennenlernen will, müßte man sich mehrere Monate lang in dieser Stadt aufhalten.

Dann ging es wieder an den Ostrand der Abruzzen, nach Carunchio. Dies ist ein bezauberndes Bergnest mit einem kleinen Albergo, wo wir gut untergebracht waren. Die Adriaküste war nur eine Stunde von unserem Arbeitsgebiet entfernt. Da wir täglich beim Nivellement, beim Tachymetrieren und beim Gravimetrieren Höhenunterschiede von 100-1100 m, die zum großen Teil zu Fuß erklettert werden mußten, tat uns eine Entspannung an der Adria in der Freizeit gut. Die sprichwörtliche Gastfreundschaft der hier lebenden Menschenschlages und die wirkliche Arbeitsbereitschaft der Leute entschädigte uns für vieles, was wir hier an Bequemlichkeit und Zivilisation entbehren mußten.

Am 8. Juli verließen wir Carunchio. Wir fuhren über Neapel, wo ich persönlich nicht sterben möchte (vgl. das Sprichwort: „Neapel sehen und dann sterben“), in einer Nachtfahrt nach Palermo und von dort zu unserem neuen Einsatzort Enna, 1000 m hoch, etwa im Mittelpunkt von Sizilien gelegen, mit einem unbeschreiblich schönen Rundblick über die ganze Insel.

Auch hier trafen wir fleißige, genügsame und gastfreundliche Menschen. Zwar waren nach der Ernte etwa 50 % der Leute



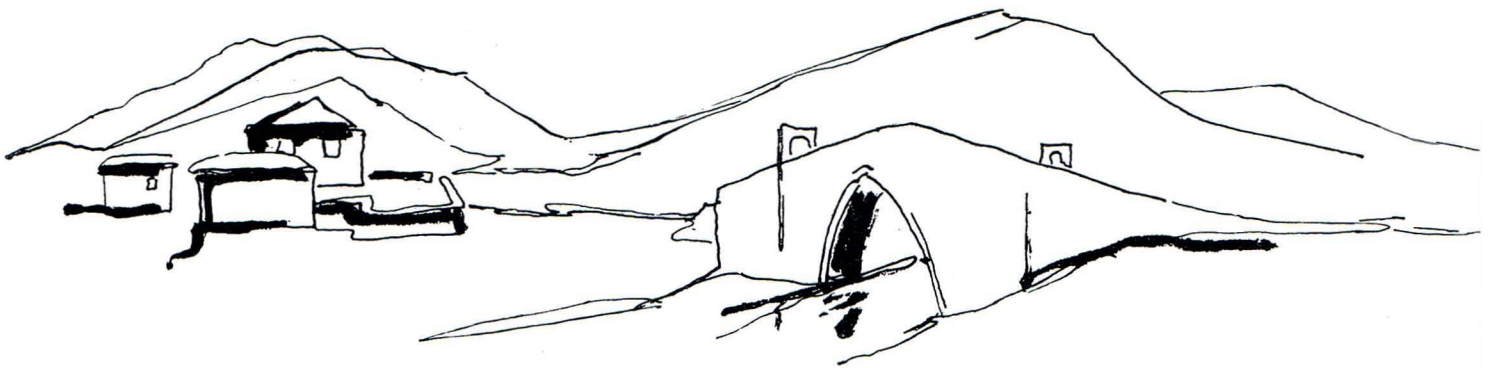
Kindergruppe in Castelvetrano

arbeitslos, aber immer waren sie fröhlich und aufgeräumt, und selbst bei 52 ° Wärme (41 ° im Schatten) wurden sie nicht müde, wenn es bergauf und bergab ging. Suche die Schönheiten Siziliens nicht nur in den berühmten Badeorten, wie Taormina usw. Auch das im Sommer zunächst trostlos erscheinende Mittelland birgt Sehenswürdigkeiten, die man nicht übersehen sollte. Da gibt es z. B. in Caltanissetta Mosaiken aus dem 3. Jahrhundert nach Christo in einer Farbenpracht und Darstellungskunst, von der man tief beeindruckt ist. Nicht zu vergessen die griechischen und römischen Theater in Syrakus und an der gleichen Stelle der Garten des Dionysis und die Katakomben. Auf keinen Fall sollte man bei einem

Aufenthalt auf Sizilien versäumen, die griechischen Tempelbauten ungeheuren Ausmaßes bei Agrigento und Selinunt im Südwesten der Insel zu besuchen. —

Am 2. Oktober 1957 verließen wir bei 32 ° Wärme zu Schiff Palermo in Richtung Neapel. Von Neapel aus fuhren wir mit unserer Wagenkolonne quer durch Italien in Richtung Heimat. Die Schönheiten Italiens und Siziliens, abseits der Landstraßen, ließen uns manche Strapazen bei den Gravimetermessungen vergessen, und gerne denken wir an unsere italienischen und sizilianischen Arbeitskameraden zurück, die uns mit ihrer Arbeitswilligkeit imponierten und mit ihrer Gastfreundschaft fast beschämt haben.

Helmut Schrader



Frau Waltraut Paul, die Gattin des PRAKLA-Außenstellenleiters, Franz Paul, in Diyarbakir (Türkei) sendet uns folgenden interessanten Erlebnisbericht von ihrem Aufenthalt in Kurdistan:

### Das kann passieren . . . .

Während unseres Ferienaufenthaltes — ich bin seit dem 10. Mai 1958 mit meinem Sohn zu Besuch bei meinem Mann fernöstlich im wilden Kurdistan — geschah eine für die Mentalität der hiesigen Bevölkerung typische Verwechslung:

In einer frühen Vormittagsstunde strebten wir bei 38 ° im Schatten, so schnell wie möglich, dem Ausgang der Stadt Diyarbakir zu. Die Umgehungsstraße war wegen Bauarbeiten

gesperrt. Aber wo gibt es in dem im Aufbau befindlichen Land Türkei keine Baustellen? Uns blieb nur die Benutzung der Hauptstraße übrig. Kaum bogen wir jedoch mit unserem Wagen in diese, an sich recht breite Straße ein, da waren wir auch schon eingekeilt in Menschenmassen, die sich von Meter zu Meter verdichteten. Eine Musikkapelle der Feldgendarmarie spielt vor uns, eine Ehrenkompanie folgte. Wie sich herausstellte, sollten 3 Reiterregimenter vor den Toren der Stadt Diyarbakir erwartet werden.

Die Menschen waren erregt. Sie schriehen durcheinander vor Begeisterung. Sie gaben sich ganz der Freude an dem Empfang ihrer Reiterregimenter hin. Alles gestikuliert. Man kam nur eben schrittweise vorwärts. Ich muß gestehen, daß dieses



Dorfbewohner in der Nähe von Urfa



Diyarbakir — Straßenkreuzung (Hotelbetten auf dem Dach)

farbenprächtige Bild mich außerordentlich fesselte. Die Augen schauten gebannt auf dieses Treiben. Alles, was uns fremd ist, wirkt ja besonders reizvoll.

Ich sah Kinder, durchaus sauber und europäisch gekleidet, die in beängstigender Nähe des Wagens sich weitertreiben ließen. Ich zitterte davor, daß sich ein Unfall ereignen könnte. Aber glücklicherweise haben diese Kinder einen Instinkt, der sie im letzten Augenblick zu warnen scheint. Frauen sah ich, die bis zur Nasenspitze, oft sogar bis zu den Augen schwarz verschleiert, diesem Aufmarsch beiwohnten. Sieht man Frauen, die ihren Kopf völlig mit einem schwarzen undurchsichtigen Stoff verhüllt haben, dann sind diese die Ehefrauen der Priester. Man sieht auch Frauen mit leuchtenden Gewändern und rotem Kopfschmuck, die Röcke in einer Vielzahl übereinander und bis auf die staubige Erde reichend. Lange Goldgehänge in den Ohren und unzählige Goldreifen tragen sie zur Schau. Die Kinder haben sie nach Eingeborenenart auf dem Rücken festgebunden. Im Gegensatz hierzu haben die Frauen der ärmsten Bevölkerung — es ist der größte Teil der Frauen, die man auf der Straße sieht — ihre Kleider voller Flicker der buntesten Sommerstoffe, die man sich nur vorstellen kann. Dazu strotzen ihre nackten Füße und Hände vor Schmutz. Aber auch ihre Kleidung trägt zur Farbenpracht des Bildes bei.

Die Frauen der Offiziere, Lehrer und Beamten zeigen sich in europäischer Eleganz. Die Männer sind ebenso verschieden

gekleidet wie die Frauen, ein Teil europäisch, ein anderer mit drolligen Pluderhosen angetan, die einem Beutel gleich von den Hüften bis zu den Kniekehlen die Rückansicht interessant gestalten. Böse Ausländerzungen hörte ich darüber lästern. Ich sah Männer in weißen, wallenden sackähnlichen Umhüllungen, ein buntes Tuch um den Kopf geschlungen. Dazu tragen sie lange Bärte, die diesen großen Gestalten mit ihren gebräunten Gesichtern vorzüglich stehen. Arm und Reich waren unterwegs. Ihre Gemütsverfassung lief auf Hochtour. Sie entzündeten sich gegenseitig an ihrem Fanatismus. Ich bewegte mich in einer vieltausendköpfigen Menschenmenge.

Ja, — da geschah es ... Plötzlich schrieten mehrere 18- oder 20-jährige Jungen: „English woman, ok, ok!“ Sie bespuckten mich von oben bis unten. Ich begreife kaum selbst mehr, wie schnell ich ausgerufen habe: „Nix ok, Alman!“ Diese Jungen, ihren Irrtum einsehend, bedeckten ihre Gesichter mit den Händen und versuchten verschämt durch die Menge hinwegzugelangen. Sie tauchten auch bald in der Menge unter. Mit einem Schlage wechselte das Bild. Andere Leute begannen, mir zuzuklatschen und zeigten ihre Freude, daß ich eine Deutsche war. Wenn es auch sonst auf der Welt selten ist, in Kurdistan sind wir Deutschen beliebt.

Alle meine betonte Zurückhaltung nützte mir in diesem Lande nichts. Ich wurde falsch eingestuft! ... Dafür wurde ich um ein politisch-orientalisches Erlebnis reicher.

Waltraut Paul

## DIE SEISMISCHEN SPRENGSTOFFE UND IHRE VERWENDUNG

Unter den vielen Sprengstoffen, die für die verschiedensten Zwecke Verwendung finden, eignen sich für die Seismik eigentlich nur zwei verschiedene Arten, einmal die auf Nitroglyzerin- oder Nitroglycolbasis aufgebauten Sprengstoffe, zum anderen die Sprengstoffe, die Hexogen oder Dinitrotoluol als Basis verwenden.

Die erstgenannten Sprengstoffe werden vielfach als Bergbausprengstoffe bezeichnet, weil sie im Bergbau allgemein Verwendung finden. Diesen Sprengstoffen ist ein starker Sauerstoffträger wie Ammonsalpeter beigemischt, um zu vermeiden, daß sich bei der Explosion Kohlenoxyd oder Stickoxydul bilden, die zu einer Gefährdung von Bergleuten führen können. Zu diesen Sprengstoffen gehören die Dynamite, die Ammongelite und das neuerdings entwickelte Seismogolit.

Die auf Hexogen- oder Dinitrotoluolbasis aufgebauten Sprengstoffe werden vielfach auch als Heeressprengstoffe bezeichnet, weil sie hauptsächlich in der Kriegsindustrie Verwendung finden. Zu ihnen gehören das Triamin und der neuerdings entwickelte Seismotolit. Diese Sprengstoffe entnehmen bei der Detonation den Sauerstoff aus der Luft. Sie besitzen also keinen Sauerstoffträger und sind aus diesem Grunde im Bergbau verboten. Für die Verwendung in der Geophysik sind von den meisten Bergämtern Ausnahme genehmigungen erteilt worden, weil ja in diesem Falle bei der Explosion Menschen kaum gefährdet werden können.

Schon seit Jahren gehen die Meinungen darüber, welche von den beiden Sprengstoffarten die für die Geophysik geeigneteren sind, stark auseinander. Der Grund dürfte wohl darin liegen, daß jede der beiden Arten bei den starken Unterschieden in den oberflächengeologischen Bedingungen jeweils ihre besonderen Vorzüge hat. Nachstehend seien die Vor- und Nachteile der beiden Sprengstoffarten gegenübergestellt.

Die früher fast durchweg verwendeten Ammongelite sind plastische Sprengstoffe. Infolge ihrer Plastizität lassen sie sich wesentlich leichter durch Rohre laden als die festen und sehr spröden Sprengstoffe Triamin und Seismotolit. Die beim Laden durch Rohre entstehenden Verstopfungen sind wesentlich zahlreicher bei diesen beiden letztgenannten Sprengstoffarten als bei den Geliten. Ein weiterer gar nicht hoch genug zu schätzender Vorteil der Gelite gegenüber Triamin und Seismotolit liegt in der besseren Übertragbarkeit der Detonation. Versuche in einem Schacht bei Bad Ems haben gezeigt, daß bei einem Abstand der Patronen bis zu 5 cm die Detonation bei den Geliten noch einwandfrei übertragen wird, während bei Triamin und Seismotolit die Übertragungsfähigkeit nur 1 - 1,5 cm beträgt, d. h., daß beim Schießen die Patronen dieser Sprengstoffe fest miteinander verbunden sein müssen, wenn man eine einwandfreie Detonation erzielen will.

Andererseits haben die Versuche bei Bad Ems gezeigt, daß die plastischen Ammongelite sehr druckempfindlich sind, was bereits vorher vielfach schon im Gelände beobachtet worden

war. Schon bei einem Druck von 5 Atü, d. h. bei 50 m Wassersäule, waren sie nicht mehr zur Detonation zu bringen, und selbst bei einem Druck von nur 1 Atü detonierte nur ein Teil des Sprengstoffs. Dem Sprengstoffchemiker war dieser Vorgang schon seit einiger Zeit bekannt. Daß er aber schon bei geringen Drucken auftritt, haben erst die Versuche bei Bad Ems erwiesen. Der Chemiker bezeichnet diesen reversiblen Prozeß mit „Desensibilisation“. Triamin und Seismotolit dagegen detonieren vollkommen, auch bei hohen Drucken.

Die plastischen Sprengstoffe haben weiterhin den Nachteil, daß sie sich bei nicht einwandfreier Verpackung im Wasser lösen und daher mit dem Spülstrom nach oben geführt werden können. Um diesem Übel abzuhelpen, werden die plastischen Sprengstoffe in Zukunft in starke Papphülsen verpackt werden.

Da aber bei tiefen Löchern, insbesondere bei Kesselladungen, unbedingt eine hohe Übertragungsfähigkeit angestrebt werden muß, hat die Sprengstoffindustrie für unsere Zwecke den Sprengstoff „Seismogelit“ entwickelt, der die guten Eigenschaften der plastischen Sprengstoffe mit denen der festen Sprengstoffe vereinigt. Seismogelit überträgt bis auf ca. 5 cm Patronenentfernung und detoniert einwandfrei selbst bei hohen Drucken.

Ich habe von mehreren Schießmeistern gehört, daß bei ihnen Schüsse in 60 m Tiefe mit Ammongelit noch detoniert seien. In diesen Fällen handelt es sich um Löcher, bei denen der Grundwasserstand nur wenig über der Bohrlochsohle gestanden hat und beim Ziehen der Rohre das Loch nicht voll zusammengefallen ist, so daß nicht der ganze Gesteinsdruck auf der Ladung lag.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich für die Anwendung der einzelnen Sprengstoffe folgende Schlußfolgerung:

Die Ammongelite sollten möglichst nicht mehr verwendet werden, da sie nur sehr begrenzt in Gegenden mit sehr hohem Grundwasserstand einwandfrei zur Detonation gebracht werden können. Bei stehenden Löchern ist vielleicht den starren Sprengstoffen der Vorzug zu geben, weil sie sich leichter mit Ladestangen in die Löcher drücken lassen. Bei nichtstehenden und sehr tiefen Bohrlöchern, die durch die Rohre geladen werden müssen, und bei Einzellöchern, in denen für größere Ladungen vorgekesselt wird, ist dem plastischen Sprengstoff „Seismogelit“ wegen seiner größeren Übertragungsfähigkeit unbedingt der Vorzug zu geben.

Wollte man in diesen Fällen Triamin oder Seismotolit verwenden, so müßten die Patronen wegen der geringen Übertragungsfähigkeit fest zusammengebunden werden, und es würden riesige Ladesäulen entstehen (z. B. bei 50 kg 16 m bei Patronen von 50 mm Durchmesser). Diese Säulen würden außerdem wesentlich tiefere Löcher bedingen, da ja die oberste Patrone noch unter dem Grundwasserspiegel liegen muß. Kann die Sprengstoffladung in geringen Tiefen abgetan werden, so ist unbedingt eine flächenhafte Verteilung der Sprengstoffe auf mehrere Löcher anzuraten. Es gibt weniger Flurschäden, und die Patronen können als Säule sehr oft in mit Schläuchen gebohrte Löcher eingeführt werden.



In den letzten Jahren ist es in vielen Gegenden (Molasse, Lüneburger Heide) notwendig gewesen, sehr tiefe Löcher zu bohren. Da diese Löcher teilweise im losen Material (Schotter, Sand, Kies) gebohrt werden mußten, hat es sich als notwendig erwiesen, mit Dickspülung zu bohren. Die Verwendung von Dickspülung hat auf der bohrtechnischen Seite ganz erhebliche Vorteile. Sie erleichtert das Bohren durch die Verminderung der Reibung. Sie bewirkt also einen geringen Verschleiß. Bei sehr dicker Spülung kann im Schotter in vielen Fällen sogar ein stehendes Loch erreicht werden. Auf der sprengtechnischen Seite hat die Dickspülung aber andererseits sehr erhebliche Nachteile. Dadurch, daß die Löcher beim Ziehen der Rohre teilweise nicht zusammenfallen, ist die Verdämmung des Schusses oft nur gering oder gar nicht vorhanden. Die Folge ist, daß die Schüsse ausblasen und teilweise erheblich schwere Gesteinsbrocken mit sich führen. Die geringe Verdämmung hat leider viele Truppführer dazu verleitet, sehr erhebliche Sprengstoffmengen zu verwenden, anstatt für eine gute Verdämmung (das A und O eines guten Schusses) Sorge zu tragen. Mit Dickspülung gebohrte Löcher müssen immer verdämmt werden, sei es durch Zementation, oder sei es durch Auffüllung mit Kies. Der Verdämmung mit Kies ist unbedingt der Vorzug zu geben. Dabei darf aber nicht, wie die Praxis gezeigt hat, das Bohrgut verwendet werden, sondern es muß ein Kies Verwendung finden, der möglichst viele Korngrößen enthält. Am besten eignet sich natürlich Kies mit scharfen Kanten (Splitt).

Bei der Zementierung ist darauf zu achten, daß der Zement (Schnellbinder) durch die Rohre eingeführt wird und so wirklich mit der Ladung in Berührung kommt, also entweder die Ladung mit dem harten Untergrund verbindet oder unter dem Grundwasserspiegel liegt. Eine Zementierung an der Erdoberfläche, wie ich sie leider vielfach gesehen habe, ist sinnlos, da sie keine Verdämmung darstellt. Obendrein bringt sie wegen der meistens dabei herumfliegenden Splitter Menschen und Geräte in Gefahr. Das Bohren mit Dickspülung

## **TELEPHOTOGRAPHIE MIT KAMERA UND FELDSTECHER**

Sicher hat schon mancher unserer Amateur-Photographen den Wunsch gehabt, mitunter in die Ferne photographieren zu können, sei es, um Tiere und Pflanzen oder auch Landschaften vergrößert auf den Film zu bannen. Die Photoindustrie hält für diese Wünsche speziell entwickelte Teleobjektive bereit, die jedoch einmal den Besitz einer Kamera mit auswechselbarem Objektiv erfordern, und zum anderen auch nicht gerade billig sind. Außerdem kann man mit einem Teleobjektiv, wenn es im Augenblick nicht benötigt wird, sonst gar nichts anfangen. Es ist also „totes Kapital“. Die erzielten „Vergrößerungen“ sind zudem bei Betrachtung der Aufnahme meist enttäuschend, da ja eine Brennweite von 13,5 cm im Kleinbild bereits ein sehr teures und schweres Teleobjektiv erfordert und doch nur einen etwa 2,5-fachen Maßstab ergibt gegenüber der Normal-Brennweite von 5 cm.

sollte grundsätzlich nur bei tiefen Löchern in losem Material durchgeführt werden. Bei Löchern mit Tiefen bis zu 20 m sollte keine Dickspülung verwendet werden. Das Bohren solcher Löcher nimmt zwar etwas mehr Zeit in Anspruch, hat aber den großen Vorzug, daß beim Ziehen der Rohre das Loch zusammenfällt und somit eine saubere Verdämmung des Schusses gewährleistet ist. Andererseits wird Zeit gespart, weil man nicht zu zementieren oder mit Kies zu verdämmen braucht.

Die Dickspülung hat noch den weiteren sehr erheblichen Nachteil, daß ihr spezifisches Gewicht sehr hoch ist, so daß die Patronen teilweise auf ihr schwimmen und daher trotz Beschwerung mit Schwerspatzylinder bei der Ladung die Gefahr des Hochschwimmens besteht. Aus diesem Grunde ist dem Seismogelit durch Beimischung von Schwerspat ein spezifisches Gewicht von 1,6 gegeben worden, im Gegensatz zu den Ammogeliten, die ein geringeres spezifisches Gewicht haben. Auch Triamin und Seismotolit haben ein spezifisches Gewicht von 1,6.

Bei Beginn eines neuen Auftrags sollte daher jeder Truppführer sich genauestens überlegen, welche Sprengstoffe er für den Auftrag verwenden will, und ob mit oder ohne Dickspülung gebohrt werden soll. Wird mit Dickspülung gebohrt, so ist es unbedingt notwendig, daß der Truppführer seinem Schießmeister genaue Anweisungen über die Verdämmung erteilt. Er muß sich unbedingt selbst im Gelände davon überzeugen, ob die Bohrmeister wirklich sauber verdämmen. Im Falle der Zementierung muß er scharf darauf achten, daß die Arbeit ordnungsgemäß gemacht wird, und er darf auch nicht davor zurückschrecken, einen Bohrmeister, der nicht einwandfrei arbeitet, zu melden. Der einwandfreien Verdämmung, die einen sehr erheblichen Einfluß auf den Sprengstoffverbrauch und auf die Güte der Schüsse hat, wird leider in vielen Fällen nicht die notwendige Sorgfalt gewidmet. Auf die Güte der Schüsse, nicht auf ihre Zahl, kommt es an.

F. Heimbürg

Man kann aber hervorragende Fernaufnahmen mit einer normalen Kamera und einem guten Feldstecher erreichen, was im allgemeinen unbekannt ist.

Ich will deshalb kurz auf die Technik eingehen und ein Bildbeispiel zeigen, das mit dieser Technik aufgenommen wurde. Ein guter Feldstecher läßt aus dem Okular parallele Strahlen austreten, die von einem auf „Unendlich“ adaptierten Auge wahrgenommen werden. Anstelle des auf Unendlich adaptierten Auges braucht man also nur die auf Unendlich eingestellte Kamera hinter das Fernglas zu bringen, um ebenfalls auf dem Film (wie auf der Netzhaut des Auges) ein scharfes Abbild aus der Ferne zu erhalten. Das Fernglas müßte natürlich sorgfältig eingestellt werden, was man durch ein ausgerichtetes, eventuell durch eine Brille korrigiertes Auge mühelos erreicht. Die Kamera wird auf Unendlich eingestellt. Die Besitzer einer Spiegelreflexkamera sind insofern noch im Vorteil, als sie die Bildscharfe auf der Mattscheibe kontrol-

lieren können. Während der Aufnahme hält man die Kamera in der linken Hand, die auch den Auslöser bedient, während die rechte Hand das Okular der einen Fernglashälfte unmittelbar vor der Kamera hält. Gleichzeitig beobachtet man durch das zweite Okular wie durch einen Sucher das Objekt. Nach einer kurzen Übung wird man ohne Schwierigkeit die Technik beherrschen, ohne eine feste Verbindung zwischen Fernglas und Kamera herstellen zu müssen.

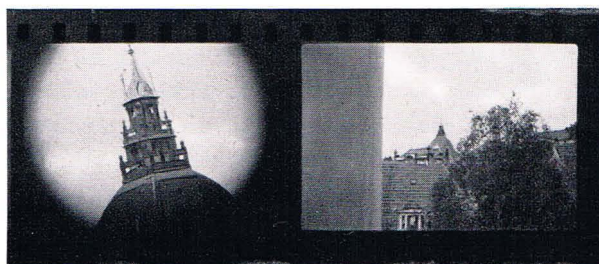
Die Belichtungszeiten sind in der üblichen Weise einem Belichtungsmesser oder der Erfahrung zu entnehmen, wobei für die Berechnung der effektiven Blende folgende kurze Rechnung gilt: Bei Feldstechern ist die Vergrößerung und der Objektivdurchmesser als Produkt angegeben, z. B. 8 mal 30 oder 7 mal 50, das bedeutet, daß das Fernglas im ersten Falle eine 8-fache Vergrößerung besitzt bei einem Objektivdurchmesser von 30 mm, während im zweiten Fall die Vergrößerung 7-fach ist bei einem Objektivdurchmesser von 50 mm. Bei Teleaufnahmen wird somit auch die Brennweite unserer Kamera im ersten Falle um den Faktor 8, im zweiten Falle um den Faktor 7 verlängert, während für die Aufnahme nur der Objektivdurchmesser des Feldstechers wirksam ist.

Bei einer Kleinbildkamera von 50 mm Brennweite würde also die Brennweite auf das 7-fache, also auf  $7 \text{ mal } 50 = 350 \text{ mm}$ , anwachsen bei einem Objektivdurchmesser von 50 mm, was also einer relativen Öffnung von  $50/350$  gleich 7 entspricht. Als Blendenzahl für die Berechnung der Belichtungszeit gilt also 1 : 7.

**Regel:** Ich dividiere den Feldstecherobjektiv-Durchmesser durch die mit der Vergrößerungszahl des Fernglases multiplizierte Brennweite meiner Kamera, um die wirksame Blende des Feldstechers zu ermitteln. Die Kamera wird auf offene Blende eingestellt.

In dem ersten Bild erkennt man in Originalgröße 2 auf Kleinbild gemachte Aufnahmen von demselben Standpunkt (Rathaus Hannover von der Zentrale aus aufgenommen). Die beiden Vergrößerungen sind im gleichen Maßstab vergrößert. Sie zeigen, daß auf der Fernaufnahme bei guter Bildschärfe wesentliche Einzelheiten (z. B. die Personen auf dem Balkon des Rathauturmes) zu erkennen sind, die auf der Normalaufnahme selbst bei der stärksten angewendeten Nachvergrößerung niemals in Erscheinung getreten wären.

P. Vetterlein



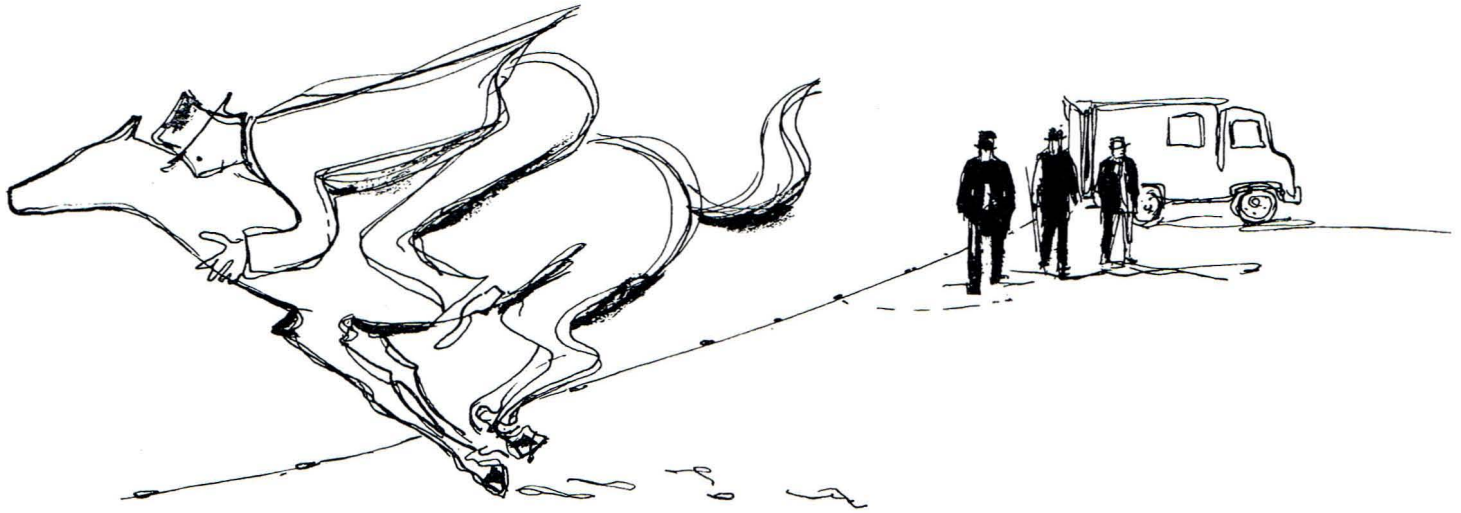
**Aufnahmedaten:**

Kleinbild-Kamera     $f = 50 \text{ mm}$   
 Feldstecher         $7 \times 50$   
 (effektive Blende     $1 : 7$ )  
 Belichtungszeit     $1/100 \text{ sek.}$  bei  
 Isophan FF - Film

**EIN MENSCH, DEN MAN NICHT VERGISST**

Fritz war ein junger Bursche von 22 Jahren. Er stammte aus Kühren in Holstein.

Wir hatten ihn angeheuert, und er arbeitete bei uns als Helfer am Meßwagen. Er, der Blondschoopf, war von kräftiger Statur. Er lugte recht keck aus seinen blauen Augen. Zu einem Schabernack war er jederzeit aufgelegt. Früher arbeitete er bei dem Grafen von Kühren, und der Graf mochte ihn recht gerne, weil er mit seinen starken Händen gut zupacken konnte. Fritz kannte keine Scheu vor Pfer-



den oder Bullen. Im Umgang mit diesen Tieren geübt, kannte er deren Mucken und Schwächen. Er wußte, wie man eine Kuh auf freiem Felde melkt, ohne daß diese davonläuft. Er verstand es auch, wie man ein Fohlen auf der Weide einfängt und ihm einen Halfter um den Kopf wirft.

Fritz war kein lebensfremder Mensch, der nur seine Arbeit kennt. Nach Feierabend machte er sich hübsch, und warf seine Augen nach den Mädchen. Eines Sonntags, als in Kühren Kirmes gefeiert wurde, bekam der Fritz aber doch einen roten Kopf. Der Herr Graf von Kühren ertappte ihn mit einem Mädchen beim Schäferstündchen in der Scheune. Aber der Graf lächelte nur nachsichtig und unkte: „Na, Fritz, laß dich aber kein zweites Mal erwischen!“

Im April gab es auf dem Gut Kühren nicht so viel zu tun, und so kam der Fritz in unseren Außenbetrieb.

Tagaus, tagein trug er die Geophone aus, rollte mit seinem Freund Axel das Meßkabel auf und wieder auseinander, so oft es eben erforderlich war.

Eines Tages mußte das Meßkabel durch eine Weide gelegt werden. Wir alle kennen ja die Freßlust der weidenden Kühe für unser Meßkabel. Meßkabelkauen ist anscheinend für die Kühe genau so ein Vergnügen, wie es das Bonbonlutschen für kleine oder auch große Kinder ist.

Das Kabel war ausgelegt, die Geophone angeschlossen. Den Fritz hatte man mit einer roten Winkfahne bewaffnet und auch mit einem Feuertuthorn ausgerüstet. So stand er als Wachposten auf der Weide.

Die schwarzbunten Kühe hatten ihre Versuche, am Kabel zu knabbern, aufgesteckt. Sie hatten wohl eingesehen, daß gegen den Fritz nicht anzukommen war. Nur zwei junge Fohlen waren nicht eines Besseren zu belehren. Immer wieder rannten und sprangen sie in Richtung Meßkabel. Mit ein paar Sätzen war unser Fritz hinterher. Er schwenkte die rote Fahne und blies in das gar schaurig klingende Feuerhorn. Ich weiß nicht, zum wievielten Male er schon am Meßkabel auf und ab gelaufen war. Auf jeden Fall sah das eine zweijährige Fohlen die Nutzlosigkeit seiner Kabelfreßbemühungen ein, und dem zweiten kleinen Fohlenteufel wollte der Fritz schon heimleuchten.

Winkfahne und Feuerhorn legte er beiseite. Er schlich sich an den widerspenstigen Zweijährigen heran, so, als ob er ihn streicheln und ihm ein Stück Zucker reichen wollte. Seine

Schritte glichen denen eines Pazifisten, der keiner Fliege ein Haar krümmen kann.

Schon reichte der Fritz seine offene Hand dem Fohlen entgegen. Zuerst noch etwas mißtrauisch, schließlich aber doch von der Harmlosigkeit Fritzens überzeugt, blieb es stehen. Während des Streichelns faßte Fritz den Zweijährigen zuerst liebkosend, gleich darauf aber ganz fest, an der Mähne. Das Fohlen begann Böses zu ahnen. Es trabte los. Zwei, drei Schritte rannte Fritz mit. Mit einem kühnen Schwung sprang er auf den Rücken des Fohlens und setzte sich fest. Ich weiß bis heute noch nicht, wie er das geschafft hat.

Im Galopp raste der Gaul davon, aber Fritz saß wie festgeklebt und war nicht runterzukriegen. Im stillen dachte ich, jetzt muß er doch bald unten liegen. Aber auch bei dem Galopp war der lästige Reiter nicht abzuschütteln. Das mochten wohl auch die Gedanken des Fohlens gewesen sein. Denn nun versuchte es, auf andere Weise unseren Fritz loszuwerden. Männchen machte es, — hinten ging es hoch, — vorne ging es hoch und schleuderte die Beine wutschraubend in die Luft.

Nun gab ich keinen roten Heller mehr für unseren Fritz. Ich sah ein Unglück nahen. Ich konnte schon gar nicht mehr zählen wie oft der Zweijährige hinten und vorne hochgegangen war. Aber Fritz hatte sich in der Mähne festgekrallt, die Beine an den Leib des Pferdes gepreßt und grinste.

Doch jetzt war es genug des grausig-ernsten Spieles. Schon näherte sich die bis dahin friedlich grasende Rinderherde bedenklich dicht dem Meßkabel.

Ob die Rinder aus Loyalitätsgründen ihren Weidefreund taktisch entlasten wollten?

Mit einem Satz war Fritz von seinem Fohlen abgesprungen und rannte nach seiner roten Winkfahne und dem Feuerhorn.

Ja, der Fritz ist schon ein Teufelskerl, dachte ich vor mich hin. „Der Zweijährige kommt so schnell nicht wieder“ meinte Fritz triumphierend, da er sich schon als Sieger in dem Kampf fühlte, während ich mich ihm näherte, um den weiteren Verlauf des Schauspiels aus der Nähe besser beobachten zu können.

Aber keiner von uns hatte mit der Schläue des von Fritz besiegten Fohlens gerechnet.

Wutschnaubend und seinen Schweif trotzig in die Luft werfend war es in großem Bogen um uns herumgetragen und war 150 m weiter in einer kleinen Mulde, die man schlecht einsehen konnte, doch an das Meßkabel herangekommen. Zu spät sahen wir, und auch Fritz, das Unglück nahen. Fritz rannte, als ob es um sein Leben ginge.

Als er in unserem Trupp zu arbeiten anfang, hatten wir ihm nämlich erzählt, daß so ein Meßkabel mit 24 hauchdünnen Kupferadern 1700,— DM kostet. Wenn daher ein Rindvieh das Kabel zerkaugt, so ist es nicht mehr brauchbar (natürlich nicht das Rindvieh, sondern das Kabel)! Ja, und wenn so ein kostbares Kabel kaputt wäre, dann müßten wir dies unserem Chef nach Hannover melden.

Fritz wußte also, was auf dem Spiele stand. Aber „zu spät — Du rettetest den Freund nicht mehr!“

Der von Fritz für besiegt gehaltene Zweijährige hatte sich

auf seine Art und Weise für die Schmach gerächt, die ihm sein Reiter angetan hatte.

Von weitem schon sah er Fritz nahen und trabte siegesbewußt davon; das Meßkabel aber war hinüber — zerkaugt. — Nachdem Fritz am Abend einen Kasten Bier hatte springen lassen, erklärte sich unser pfiffiger Meßtechniker Kreykenbohm (der Ihnensicher noch von der schwäbisch-alemannischen Fasent in Ettenheim in Erinnerung ist) bereit, von einer Meldung an unseren Chef in Hannover Abstand zu nehmen und reparierte nach Feierabend das Meßkabel. Für den Teufelkerl Fritz ein wahrhaft teurer Zweiminutenritt. Innerlich lächelte ich vor mich hin und dachte: „Seid gut zu den Tieren“. Vorige Woche hatten wir doch den Welttierschutztag.

Den tollen Burschen Fritz habe ich aber bis heute nicht vergessen. Jedesmal, wenn wir das Kabel durch eine Weide legen müssen, denke ich an den verwegenen Fritz aus Kühren.

E. Meixner

## DIE SCHILDBÜRGER LEBEN NOCH . .

### 1. Die Karbid-Sendung

Mutet man einem ehrbaren Seemann zu, ein Faß Karbid auf sein Schiff zu laden, muß man ihn eigentlich um Verzeihung bitten, denn Karbid ist eine Fracht, die die Schiffsbesatzung vom Kapitän bis zum Schiffsjungen nur mit äußerstem Unbehagen in Kauf nimmt. Ja, man kann vermuten, daß sich der Bootsmann, jedesmal, wenn er an Deck an einem solchen



### 2. Der Antennenmast

Es war in alten Zeiten bereits dem Pythagoras bekannt, daß die Hypothenuse eines rechtwinkligen Dreiecks in jedem Falle länger ist als jede der beiden Katheten. Diese Weisheit ist seitdem allgemein verbreitet, lediglich in Schilda übersah man sie.

So kam es denn, daß ein Bürger Schildas für einen Meßtrupp in der Türkei einen Antennenmast zusammenstellte, der aus

Faß vorbeigeht, einen besonders großen Schluck aus der Rumbuddel bewilligt, um seine zarten Nerven zu beruhigen. Denn an Deck muß ein solches Faß stehen. Es muß rot gestrichen sein. Es muß als „Feuergefährlich“ und „Feuchtigkeitsempfindlich“ mit großen deutlichen Symbolen gekennzeichnet sein. Es muß die Aufschrift „Karbid“ tragen, und das Schiff muß im Vormast eine rote Flagge setzen. Am besten sollte das Faß wohl auch einen Handgriff haben damit man es ohne viel Mühe über Bord werfen kann, wenn es geraten erscheint.

Ein solches Faß mußte kürzlich in die Türkei nach Iskenderun verladen werden. Um den Vorschriften Genüge zu tun, wurde es rot lackiert, mit weißer Farbe ein großer Regenschirm darauf gemalt, auch das Wort „Feuergefährlich“ war zu lesen, und schließlich fügte man in sauberer Plakatschrift die Bezeichnung „Karbid“ hinzu. Es war ein vorschriftsmäßig gekennzeichnetes Faß — wirklich, es sah gut aus, wie es so frisch lackiert in unserem Lager stand. Das eben fand jener Schildbürger auch, und um Lack und Beschriftung — vielleicht auch um die Nerven des Bootsmannes zu schonen, nahm er das Faß, packte es in eine Kiste, füllte die Zwischenräume sorgfältig mit Holzwolle und nagelte sie fest zu.

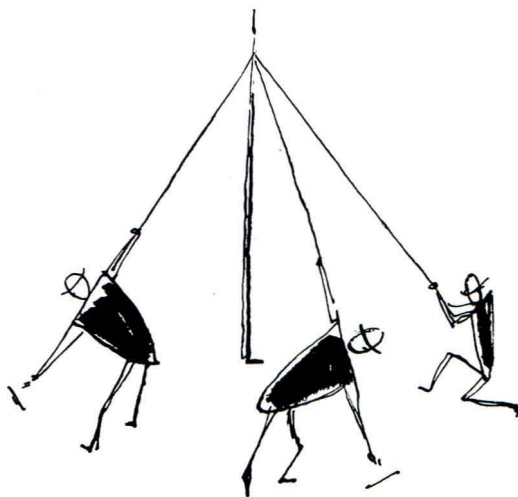
Der Kapitän soll während der ganzen Fahrt von einer Sendung Karbid geträumt haben, die sich angeblich im Bauche seines Schiffes befände. Aber so sehr er in Iskenderun auch aufpaßte, es kam nur eine harmlose Kiste zum Vorschein.

neun Teilen von je 1,5 m Länge aufgebaut werden und insgesamt also 13,5 m in die Höhe ragen sollte. Es ist eine gewaltige Höhe, und darum mußte mit zahlreichen Abspannseilen dafür gesorgt werden, daß dieser Mast nicht bräche oder gar umfiele. Auch daran dachte jener Schildbürger, denn er legte vorsorglich neun Abspannseile — jedes einzelne sauber auf ein Brett gewickelt — in die Kiste und dazu eine Zeichnung, aus der zu ersehen war, daß drei dieser Seile am Kopf des Antennenmastes einzuhängen und jedes mit

dem anderen Ende an einem Pflock zu befestigen wäre, den man 10 m vom Fuß des Mastes entfernt in den Boden schlagen sollte. Es war an alles gedacht. Es fehlte zwar der Antennenfuß, aber schließlich sichert die Antennenspitze den Empfang und nicht das untere Ende. Auch fehlten die Befestigungsringe für die übrigen sechs Abspannseile. Aber wer spricht schließlich von solchen Kleinigkeiten.

Nur eines stimmte die Opfer der Sendung nachdenklich: Auf den kleinen Brettchen, um die man so sauber die Abspannseile gewickelt hatte, stand in Druckschrift — **12 m lang** — und genau so lang waren die Abspannseile auch.

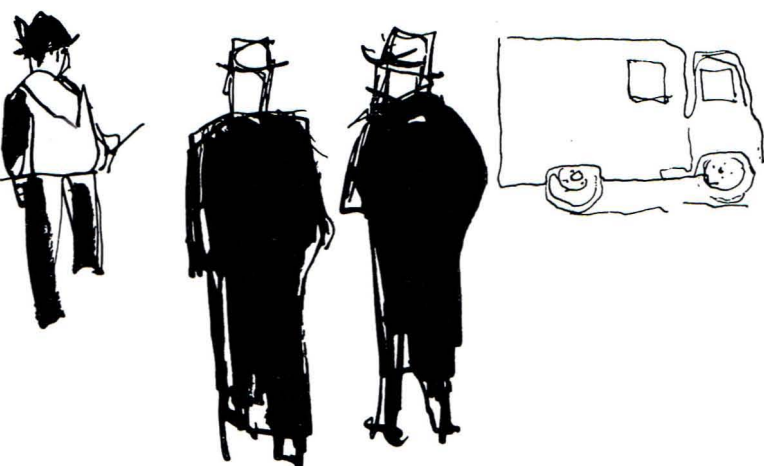
R. Garber



### Aus dem Schwabenland: Der Prakla-Meßwagen

Es war in einem kleinen Ort des Schwabenländles, an einem dunklen regnerischen Novembermorgen, als ich mit Herrn Beckhaus zusammen aus unserem prächtigen großen Magnetbandwagen ausstieg. Wir hatten uns beide in unsere schwarzen Wintermäntel gehüllt und den Kragen hochgeschlagen. Da trat ein biederer Schwabe auf uns zu und fragte uns in seinem gemütlichen schwäbischen Dialekt: „Was isch denn dös for e Woogele?“ Ich sagte ihm: „Das ist ein Meßwagen.“ Darauf folgte allerdings eine weitere Frage, auf die ich ihm die Antwort schuldig bleiben mußte, denn er schlug die Augen nieder, bekreuzigte sich und fragte: „Und wann wird die Meß gelese?“

P. Vetterlein

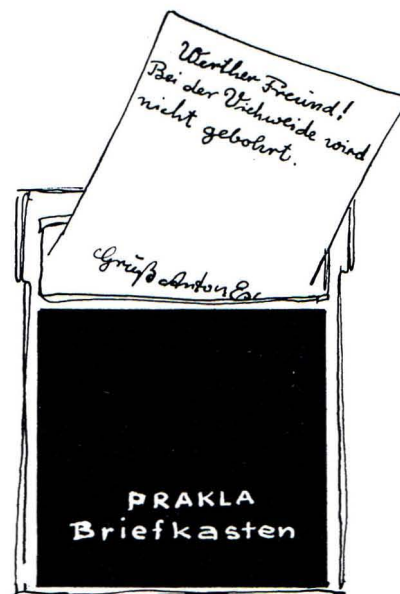


Bekanntlich benachrichtigen unsere Außenbetriebe die Gemeinden und diese wiederum die Besitzer der Ländereien, auf denen Sprengungen durchgeführt werden sollen. In fast allen Fällen wird die Ankündigung von Sprenglochbohrungen ohne Protest hingenommen, da eventuell entstehende Flurschäden bezahlt werden.

### In der Kürze liegt die Würze

In einer kleinen süddeutschen Gemeinde dagegen erhielt Herr Dr. Paul Broße, der Leiter eines PRAKLA-Außenbetriebs, folgende kurze Nachricht auf einer Karte:

Werther Freund!  
Bei der Viehweide wird nicht gebohrt.  
Gruß A. E.



### Wo liegt Hannover?

An einem Sommertag im Jahre 1956 besuchte mich meine Frau in Wangen bei Ravensburg. Wir fuhren am Nachmittag zusammen ins Gelände. In Amtzell, zwischen Wangen und Ravensburg, hielt ich vor einer Sennerei, während meine Frau den unvergleichlichen Emmentaler einkaufte. Während ich am Wagen stand, kam der Senn heraus und betrachtete interessiert das Nummernschild meines VW. Dann entspann sich folgender Dialog:

„H“, wo kommt denn der Wagen her? „Aus Hannover“ — —

Pause — — „Liegt das auch in der Westzone?“ „Gewiß doch.“ — — Pause mit intensivem Nachdenken — — Allmählich strahlte das Gesicht des biedereren Schwaben in wachsender Erkenntnis und dann bemerkte er spontan: „Hannover — ja — das liegt doch da, irgendwo bei Wolfsburg!“

Die Begriffe von Bedeutung sind eben verschieden. Uns Norddeutschen kommt es komisch vor, daß Hannover bei Wolfsburg liegen soll. Für den Süddeutschen ist verständlicherweise das Volkswagenwerk in Wolfsburg von erheblich größerer Bedeutung als die Landeshauptstadt von Niedersachsen.

P. Broße

## BETRIEBSAUSFLUG

Es war schon etwas Außergewöhnliches, was man in diesem Jahr mit uns Mitgliedern der Zentrale vorhatte. Geschäftsführung und Betriebsrat wollten mit uns an die Ostsee! Ob die Erinnerung an die Seemessungen bei dieser Idee Pate gestanden hat? Wie dem auch sei, die Idee war gut!

Am 18. August um 9 Uhr fuhren wir 162 Angehörigen der Zentrale mit der Bundesbahn von Hannover nach Travemünde. Dort lag am Kai das MS „Nordland“, das diese 162 Landratten im Sturm eroberten. Dann ging's hinaus in die Lübecker Bucht bis hinauf nach Fehmarn. Mit den wegen der Opferung für die Fische besorgten Gemütern hatte Petrus Mitleid und legte einen ungewöhnlich ruhigen und strahlenden Sonntag auf die Ostsee, und so sonnte man sich, aß und trank gut, tanzte viel und lachte noch mehr. Das Stimmungsbarometer stieg stetig und hatte bereits eine beachtliche Höhe erreicht, als die „Nordland“ (viel zu früh!) um 21,30 Uhr in Travemünde wieder festmachte. Doch erst auf der Rückfahrt im Tanzwagen erreichte besagtes Barometer wahre Spitzenwerte.

Ein gelungenes Betriebsfest! Deshalb unseren herzlichen Dank an alle, die mit der Vorbereitung und Durchführung des Festes zu tun hatten!





## FAMILIENNACHRICHTEN

(abgeschlossen am 15. September 1958)

### Geburten:

25. 6. 58 Sohn Reinhard Heinz Berger und Frau Helga B.  
 18. 7. 58 Tochter Ursula Friedrich Ehrich und Frau Marianne E.  
 31. 7. 58 Sohn Stephan Rolf Hinz und Frau H.  
 30. 8. 58 Sohn Peter Herbert Schulze und Frau Brigitte Sch.

### Eheschließungen: (Die Namen der PRAKLA-Angehörigen sind unterstrichen)

14. 6. 58 Dipl.-Ing. Helmut Weber und Frau Hannelore, geb. Kuhlmann  
 28. 6. 58 Horst Schrader und Frau Ingrid-Elfriede, geb. Grusdat  
 26. 7. 58 Friedhelm Rigorth und Frau Helga, geb. Abrecht  
 12. 8. 58 Hans-Joachim Reinhold und Frau Gerda, geb. Loebe  
 13. 8. 58 Walter Flury und Frau Magdalena, geb. Krusche  
 14. 8. 58 Kurt Beckhaus und Frau Erna, geb. Winter  
 20. 8. 58 Gerd-Jürgen Mahrenholz und Frau Inge, geb. Kannemacher  
 22. 8. 58 Jürgen Lensky und Frau Elisabeth, geb. Kamphenkel  
 23. 8. 58 Hans Steffensen und Frau Hildegard, geb. Giesecke  
 28. 8. 58 Dipl.-Ing. Helmut Wachholz und Frau Edith, geb. Wicke  
 30. 8. 58 Ing. Hans Raubold und Frau Eva, geb. Raue

Am 9. September 1958 feierten Herr Max Krüger und Gattin das Fest der „Silberhochzeit.“ Dem Silberpaar wünschen wir viel Glück und beste Gesundheit bis zur „Goldenen Hochzeit“!

60. Geburtstag: 21. 8. 58 Georg Heinzmann (geb. am 21. 8. 1898)

50. Geburtstag: 1. 9. 58 Ing. W. Kohlruss (geb. am 1. 9. 1908)

### 10 Jahre PRAKLA-Betriebszugehörigkeit:

- |                           |                               |
|---------------------------|-------------------------------|
| 1. 8. 58 Dr. Kurt Dröge   | 1. 8. 58 Frau Elfriede Schick |
| 16. 8. 58 Arno Neumann    | 19. 8. 58 Ing. Otto Rosenfeld |
| 1. 9. 58 Konrad Skibbe    | 6. 9. 58 Hermann Wegener      |
| 15. 9. 58 Dr. H. v. Helms |                               |

### Personalwechsel in Auslandtrupps:

(in der Zeit vom 13. Juni bis 13. September 1958)

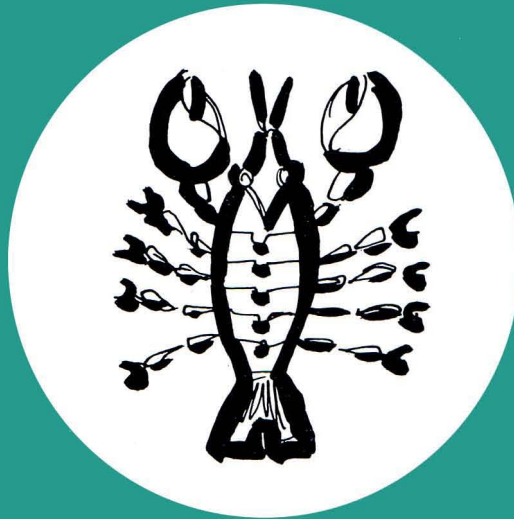
#### a) Abreise von der Zentrale nach:

- |                           |           |
|---------------------------|-----------|
| Brasilien: Müller J. P.   | 30. 7. 58 |
| Kurth L.                  | 30. 7. 58 |
| Auber H.                  | 30. 7. 58 |
| Severich J.               | 30. 7. 58 |
| Syrien: Fritz H.          | 8. 8. 58  |
| Brasilien: Dr. Linsser H. | 13. 8. 58 |
| Türkei: Freese H.         | 11. 9. 58 |
| Libyen: Rosenfeld O.      | 13. 9. 58 |

#### b) Rückkehr zur Zentrale aus:

- |                     |           |
|---------------------|-----------|
| Brasilien: Behle A. | 1. 7. 58  |
| Gerke W.            | 1. 7. 58  |
| Rieke K. H.         | 1. 7. 58  |
| Ross D.             | 1. 7. 58  |
| Syrien: Kley U.     | 10. 8. 58 |
| Spanien: Seifart A. | 8. 9. 58  |





### ***Glückwunsch für junge Ehepaare***

Betrachtet unser Haus genau,  
Es überwiegen „Mann und Frau“.  
11 Ehen wurden kühn geschlossen  
Und sicherlich auch schön begossen.

Wir wünschen allen recht viel Glück  
Und stets ein günstiges Geschick!  
3 Tierkreisbilder merkt genau:  
Der Krebs, der Löwe, die Jungfrau.

Begleiten Euch auf Euren Wegen.  
Gemeinsam geht dem Ziel entgegen!  
Was Ihr gelobt vor dem Altar,  
Sei Euer Leitspruch immerdar!



Die Redaktion